

Klaus Hartung

Das verlorene Ganze

Die neue Etappe. Rekonstruktion des historischen Zentrums: Was heißt das? Worauf müssen wir uns einstellen, wenn wir das wollen? Ich will versuchen, die Dimension eines solchen Projektes abzuklären. Um es vorweg zu unterstreichen: Die Absicht, das historische Zentrum, also das unsichtbare Viertel rund um St. Marien, das unter dem Pflaster liegt, zurückzuholen aus dem Exil der Nachkriegsgeschichte, bedeutet 1. etwas prinzipiell Neues, das auch neue Strategien verlangt; bedeutet 2. ein umfassendes Projekt, das gewissermaßen auf das Stadt-Ganze zielt und mithin den Bereich des Marienviertels transzendiert und bedeutet 3. nichts weniger als die Stiftung einer **neuen Identität Berlins**.

Die Wette: Seit Jahren biete ich im Bekanntenkreis eine kleine Wette an. Gefragt werden immer Berliner, denen ich ein historisches Interesse unterstellen kann. Zwei Fragen sind es: Was ist der **größte Platz im historischen Zentrum? Wie heißt er?** Mehr als hundert Leute habe ich gefragt. Aber die Wette habe ich bislang immer gewonnen. Manche tasteten sich nach einiger Überlegung heran und dachten, nachdem sie zumeist Gendarmenmarkt gesagt hatten, an den Raum um den Fernsehturm, sagten dann immer Alexanderplatz. Aber immer war es so, dass niemand es wusste, dass der riesige Platz vom Schloss/ Palast bis zum Fernsehturm **namenlos** ist; **dass die Wiege der Stadt anonym ist.**

Jedes Mal, wenn ich dieses Spiel beendet habe, erwartete ich eine Art Erschrecken, einen Ausdruck von Betroffenheit. Aber vergebens: Meistens wurde das alles als ein witziges Paradoxon unserer doch so widerspruchsvollen Stadt abgehakt. Wenn wir nun dieses kleine Beispiel ernst nehmen und ausloten, dann begegnen wir vielmehr der ganzen **Tiefendimension des Elends unserer Stadt**, auf das wir uns bei jeder Auseinandersetzung um die Rekonstruktion des historischen Zentrums einzustellen haben.

Es zeigt, dass das historische **Zentrum auf der mental map**, der inneren Stadtgeographie einfach **nicht vorhanden** ist. Sie ist die *terra inkognita* Berlins. Man muss davon ausgehen, dass alle emotionalen Beziehungen zu diesem Ort, der unter einer 1,50 Meter starken Schuttschicht, unter den Rabatten, Pflaster, Kübeln und Asphalt rund um St. Marien liegt, weitgehend zerstört sind. Daher beschämt die Berliner auch nicht ihr Nicht-Wissen. Die Altstadt ist nicht nur zerstört worden, sie hat auch keine Bilder hinterlassen. Deswegen spürt auch niemand, wie sehr das gemeinsame Stadtbild an entscheidender Stelle, ausgerechnet im

historischen Zentrum also, einen blinden Fleck hat. Aber wenn man sich auf dieses Zentrum als Kategorie der Erinnerung und der Orientierung nicht mehr berufen kann, ist auch **das Ganze der Stadt aufgegeben**. Berlin wird mithin zu einem Konglomerat heterogener urbaner Zustände. und wir alle wissen, dass die vielen Agenturen öffentlicher Identitätsstiftung gerade diese Stadtidee bevorzugen und beschwören. „Die Stadt ohne Form“, um den Titel eines einflussreichen Stadtplanerbuches zu nennen, soll ja die offene, die entwicklungskräftige Stadt sein.

Jeder Versuch, das historische Zentrum wiederzugewinnen, stößt also sofort auf das dominante Selbstverständnis Berlins. Schon dies unterscheidet Berlin prinzipiell von anderen bedeutenden Rekonstruktionsversuchen in Deutschland. Die Dresdener hatten immer ihre Stadtansicht im Kopf, ihre Canaletto-Vision. Weder die Brandbomben noch Ulbrichts Liquidationsfuror konnte daran etwas ändern. Die Wiederherstellung des Neuen Marktes erfolgte überdies logisch aus der Wiedergeburt der Frauenkirche. Kaum war sie entstanden, fiel der Blick verschärft die unerträgliche Hässlichkeit ihres modernen Umfeldes. Auch in Frankfurt am Main entspringt der Impetus zur Wiederherstellung der Altstadt um den Römer herum aus dem allseits empfundenen Scheitern der Moderne. Über das, was verloren ging, können sich diese Städte verständigen. In Berlin ist **das verlorene Ganze so radikal aus dem öffentlichen Bewusstsein vertrieben** worden, dass nicht einmal über den Verlust Konsens besteht. Es verschwand, ohne ein Bild des Verlorenen zu hinterlassen. Es ist wahrhaft **der unbekannte Verlust**. Bei Sigmund Freud ist das übrigens die Definition der Melancholie.

Zerstörung der Maßstäbe. Die Radikalität dieses Verlustes kulminiert in einer öffentlichen Blindheit. Selbst die Evidenz des Maßstabsverlustes am Ort der Marienkirche wird förmlich nicht gesehen. Es wird also auch nicht wahrgenommen, dass diese Kirche in einem Widerstreit mit der Aggressivität ihrer Umgebungsbauten steht, dass die Randbauten um die Fläche zwischen St. Marien und dem Roten Rathaus dem Stile und der Größe nach typischen Zentralblocks für suburbane Trabantenstädte entsprechen, die jeden Kirchenbezug negieren. Niemand stößt sich an dem peinigen Bild, wie die spitzen Betonzähne des Fernsehturms nach der Kirche schnappen. Das unvoreingenommene Auge müsste in diesem Stadtbild **ein atheistisches Symbol** erkennen. Aber der Berliner sieht das nicht. Das Auge ist immunisiert gegen den Horror des Status quo. So fehlt selbst der Schmerz über die Hässlichkeit dessen, was aus der Zerstörung des historischen Zentrums entsprang.

Die Bedeutungslosigkeit des Mittelalters für das konventionelle Selbstverständnis Berlins. Der Bildverlust ist ein Geschichtsverlust. Allerdings begann die Demenz gegenüber der mittelalterlichen Herkunft schon Ende des 19. Jahrhunderts, als die Industriemetropole aus allen tradierten Maßstäben ausbrach und zugleich die Repräsentationssucht des wilhelminischen Zeitalters die Reichshauptstadt transformierte. Diese harten Brüche und extreme Wachstumssprünge haben immer auch lokalgeschichtliche Zusammenhänge zerstört. Mittelalter wurde oft nur als bloße Vorgeschichte verstanden, als etwas Ähnliches wie die Slawenburgen und das Urstromtal. Die Traditionsbildung blieb bei diesem Entwicklungstempo damals schon auf der Strecke. Diese depravierte Sicht auf das Mittelalter hat wahrscheinlich auch etwas damit zu tun, dass bis zur Umsetzung des Hobrecht-Plans das mittelalterliche Berlin zu einer überfüllten unhygienischen Festungsstadt verkommen war, aus der man sich endlich befreien wollte. Das Mittelalter zählte mithin nicht zur historischen Erbschaft, sondern war bestenfalls etwas, das immer noch existierte, etwas Anekdotisches wie Zilles Milljöh oder wie der Krögel. Es gehört zur Ironie der Berliner Stadtentwicklung, dass der anekdotische Modus des mittelalterlichen Berlin sich dann doch als zählebig erwies und die DDR-Planer animierte, zur 750-Jahrfeier die touristische Idylle des Nikolaikirchenviertel zu inszenieren.

Wie wenig allerdings in der Geschichte das Selbstverständnis Berlins mit der Realität tatsächlich übereinstimmte, erhellt eine auch heute noch lesenswerte Beschreibung **einer Stadtrundfahrt um 1930 von Franz Hessel**. Der „Flaneur“ Hessel, der große Stadtliebhaber und Poet des Urbanen entdeckt auf dieser Touristenrundfahrt zu seiner Verblüffung, dass es ein anderes Berlin gibt. Erstaunt beobachtet er, was für ein lebendiges und vitales Stadtzentrum der mittelalterliche Teil darstellt. Er erinnert sich dabei an Legenden und Erzählungen seiner Schulzeit, an die Sperlingsgasse, an St.Gertraud, die Äbtissin, an das Narrenhäuslein, an das Hohe Haus, an Thurnemeyer, den Tausendkünstler und seinen drei schwarzen Mönchen. Heutzutage ist nicht nur die mittelalterliche Kernstadt verschwunden, sondern auch dieses Fibelwissen. Keine Berliner Schule hat diesen wichtigen Teil der Berlinerzählung mehr auf den Lehrplan. Aber Geschichte kann nicht ohne Geschichten überleben.

Um 1900 beschreibt der Bremer Kunsthistoriker Karl Scheffler Berlin als die **„amerikanischste Stadt im Deutschen Reich“**, „verdammte, immerfort zu werden und niemals zu sein.“ Dieses Theorem, wonach Modernität das Schicksal Berlins sei, ist zum Dogma geworden, das keine Interlinearversion mehr duldet. Es bedeutet eine ungeheure Verarmung der Stadtlegende. Jede Stadt mit Geschichte ist ein Palimpsest, ein Legendegebilde, die permanent übereinander

geschrieben werden. Die Berliner Selbstdefinition als Stadt der Moderne leugnet hingegen den prinzipiellen Palimpsestcharakter alles Städtischen. Das ist nur möglich auf der Basis eines banalen Fortschrittsbegriffs, wonach das Gegenwärtige, die Moderne, auch das Telos aller Entwicklungen war. Dieses Modernitäts- und Fortschrittsdogma prägte auch die Stadtplanungsdebatten nach der Wende und produzierte den abstrusen Begriff einer DDR-Moderne, die ja nie etwas anderes war, als die nachhinkende Imitation der jeweiligen westlichen Architekturmoden, verbunden mit der sozialistischen Massenanfertigung. Jede Rekonstruktion der mittelalterlichen Kernstadt wird sich in dieser Optik also immer dem Verdacht des Rückschritts aussetzen.

Will man die historische Kernstadt wiedergewinnen, dann muss man auch zu diesem Rückschritt stehen, der ein Rücktritt von einem Irrweg ist. Jeder Versuch der Rekonstruktion des Marienviertels kann nicht unbesehen als ein Anknüpfen an die Berliner Geschichte dargestellt werden. Sie bedeutet vielmehr einen Bruch. Ein solcher Schritt ist etwas historisch Neues. Das muss auch offen und offensiv vertreten werden.

Das Stadt-Ganze oder das Konglomerat. Der Verlust der mittelalterlichen Kernstadt unter Hinterlassung diffuser Stadträume bedeutet weit mehr als nur die Abwesenheit der mittelalterlichen Substanz. Es bedeutet auch den **Verlust des Stadt-Ganzen**. Zur Identität einer Stadt gehört der historische Grundriss. Fehlt der Kern, verändert das auch die Beziehungen aller Teile der Stadt zueinander. Ohne eine Idee des Stadt-Ganzen wiederum ist ein stadtbürgerliches Selbstverständnis nur schwer möglich. Denn es bezieht sich ja auf das Gemeinwesen, das heißt auf alle Elemente des inneren Zusammenhangs des Städtischen. Wer die gewachsene Morphologie des eigenen städtischen Lebensraums gar nicht kennt, ist vielleicht Einwohner, aber nicht Bürger seiner Stadt. Der Berliner jedenfalls ist eher Einwohner und nicht Bürger. Er identifiziert sich zwar mit dem Kiez, vielleicht auch mit bestimmten künstlerisch anspruchsvollen Baudenkmalern der Stadt, wie dem Forum Friderizianum, der Museumsinsel etc. Aber die Stadt selbst sieht er als ein Konglomerat ihrer heterogenen Zustände. Wir haben es uns im Laufe der Jahre antrainiert, gerade darin die Identität Berlins zu erblicken, als Stadt der Widersprüche, der Brüche und der Pluralität ihrer Zentren. Das Bewusstsein des Ganzen, ist verschwunden oder schläft. Aber es liegt unter dem Pflaster.

Zirkel Wer also für die Rekonstruktion des historischen Zentrums eintritt, stößt auf einen Zirkel: er appelliert an ein stadtbürgerliches

Bewusstsein, das wiederum die rekonstruierte Altstadt voraussetzt. Wir müssen also nach Wegen suchen, diesen Zirkel zu sprengen.

Ideologieschichten. Aber reicht es, im historischen Zentrum die Asphaltdecke wegzuziehen – was ja die stadtarchäologischen Grabungen mit großem Erfolg begonnen haben – um sich der mittelalterlichen Herkunft Berlins wieder zu versichern? Es ist, so glaube ich, etwas schwieriger. Denn auf der mittelalterlichen Historie, die in Grundmauern sicherlich vorhanden ist, liegen dicke Schichten von Ideologie. Wer in die mittelalterliche Geschichte vordringt, wird auf ideologische Widerstände stoßen. Sie müssen ernst genommen werden. Sie sind paradoxerweise auch eine Chance. Im Streit um das mittelalterliche Erbe liegt das Potential einer Wende des Selbstverständnisses der Stadt. Die Rekonstruktion kann einen Prozess der Selbstfindung, der Identitätsstiftung auslösen, kann Quelle sein für den Stolz auf die Stadt als Ganzes. Um die ideologischen Lasten zu benennen:

1. **Die unvollendete Vereinigung.** Bei den Fragen der Rekonstruktion erkennt man unschwer, dass Berlin noch immer eine geteilte Stadt ist. Noch immer betrachten ein Gutteil der Bewohner „in Mitte“ das Zentrum als eine ostberliner Angelegenheit, deren Stadtbild („die weiten fließenden Räume der DDR-Moderne“) im Zweifel von der „Linken“ gehütet wird. Die Vereinigung Berlins hat die Ebene des Städtischen eigentlich nie erreicht. Sie betrifft die sozialpolitische und infrastrukturelle Angleichung und einen parteipolitischen Kompromiss, für den die rot-rote Regierung steht. Mithin geht es bei der Frage des historischen Zentrums um die Wiederherstellung des Stadtganzen, also um die Vollendung der Wiedervereinigung des Städtischen selbst.
2. **Das Theorem von der polyzentrischen Stadt.** Mit der unvollendeten Vereinigung Berlins hat auch die beliebte Formel von der polyzentrischen Stadt zu tun. Das ist das Codewort für ein bestimmtes Stadtbild, wonach es zum Charakter Berlins gehöre, dass es sich aus vielen Zentren zusammensetzt. Das ist vor allem auch eine Westberliner Sichtweise. Ihr ideologischer Zweck liegt auf der Hand. Der Verlagerung des städtebaulichen Interesses auf das alte historische Zentrum, das logischerweise mit dem Fall der Mauer kommen musste, sollte gegengesteuert werden. Dass dieses Bild von der polyzentrischen Stadt weder mit der Stadtgeschichte noch mit der gesamten inneren Ordnung Berlins übereinstimmt, ist eigentlich evident.
3. **Das Erbe der ehemaligen Staatsachse der DDR** Das Marienviertel, das nicht existiert, trägt eine besondere ideologische Erblast. Es ist das Mittelstück der einstigen Staatsachse der DDR,

die vom Fernsehturm über den Platz der Republik bis zum Außenministerium sich erstreckte. Niemand wird heute diesen brutalen städtebaulichen Eingriff der DDR offen verteidigen, aber in den Ämtern gibt es da nach wie vor einen zähen Widerstand bis hin zum Grünflächenamt des Bezirkes, das die Geometrie der Rabatten gegen die Kirche in Stellung bringt.

4. **Das Modernitätstheorem.** Noch immer wird das Selbstverständnis von Berlin als Stadt der Moderne beschworen. Die Fetischisierung der Modernität als Schicksal und Charaktermerkmal der Stadt nährte einen kruden Antihistorismus. Es konstituierte sich nach 1945 ein **Zerstörungskonsens**, der sich aus verschiedenen Quellen speiste: 1. Der sozialpolitische Impuls einer gesunden, hygienischen Stadt für das Volk. 2. Die verkehrsgerechte Stadt. 3. Die Architektur-Utopie der durchgrünten Stadtlandschaft und 4. das Berlin, das sich durch den Neubau einer modernen Stadt von der unheilvollen Nazivergangenheit trennt. Diese vier Komponenten oder Bestrebungen, die in der zerstörten Stadt die historische Stunde, die Stunde Null eines Neuanfangs sahen, erklären den Furor der Stadtvernichtung. Wir stehen also vor einem doppelten Impuls zur Liquidierung der Stadtgeschichte: Einerseits die Geringschätzung und Missachtung der mittelalterlichen Erbschaft. Diese Haltung gehört selbst zur Stadtgeschichte: In der Tat lassen die Eingriffe der Stadtplanung vom Wilhelminismus bis hin zur Weimarer Zeit an Brutalität, Rücksichtslosigkeit gegenüber ästhetischen Maßstäben durchaus Vergleiche mit der Nachkriegszeit zu. Aber es gibt einen prinzipiellen Unterschied. Der verbietet es wiederum von einer Kontinuität der liquidatorischen Stadtplanung zu reden. Bei allen selbst brutalen Eingriffen ging es darum, die Stadt mit ihren Verkehrsbedarfen zu verbessern. Erst nach dem 1945 wurde die **Idee einer neuen heilen Stadt, die Berlin vom Verhängnis ihrer Geschichte befreit**, in die Tat umgesetzt. Vorformuliert war die liquidatorische Stadtutopie schon in der Weimarer Zeit. „Haut sie weg, die gebauten Gemeinheiten.“ das war die Haltung, die Bruno Taut in einer Programmschrift ausdrückte. Und das Titelblatt seiner Schrift zeigte 1929 schon die segensreiche Wirkung der Bomben, die endlich die tabula rasa für die Utopie schaffen sollten – ein Traum, der ihn durchaus mit Albert Speer verbindet, der noch 1944 angesichts der Bombardierungen das neue Zeitalter der Architektur kommen sah. Erst diese Utopie der heilen, der gesunden, der neuen Stadt war es, die die stadtfeindlichen Komponenten dynamisierte und zu jenem rabiaten Zerstörungskonsens verschmolz. Dieser Zerstörungskonsens hat sich weitgehend aufgelöst: Die Verkehrsgerechte Stadt gilt als

Irrweg, die Abrissbirne als Fehler. Nur eins ist geblieben, der letzte Reflex dieses Zerstörungskonsenses: das ist der Modernitätskomplex. Das letzte Aufbäumen haben wir in den Jahren nach der Wende erlebt, in denen die „DDR-Moderne“ nach dem Ende der DDR erfunden wurde, um nicht über die Stadtzerstörung zu reden, die in ihrem Namen geschah.

Ameisenstrassen der Rückkehr zur Geschichte. Stehen wir also vor einem Panorama der Entmutigung? Ich glaube nicht. Es gibt genug Anzeichen, die hoffen lassen. Erstens ist da das kontinuierlich wachsende Interesse der Berliner an der Geschichte ihrer Stadt. **Die Berliner haben begonnen, ihre Stadt zu dekodieren. Sie sind ausdauernde Touristen ihrer eigenen Stadt.** Es genügt im Übrigen ein Blick auf die fast in geometrischer Progression wachsende stadthistorische Literatur, um zu sehen, wie mächtig das Interesse an der Lokalgeschichte geworden ist. Ein wachsendes Engagement von Sponsoren zur Rettung der historischen Substanz zeigt sich in den letzten Jahren. Was jedoch fehlt, ist die Fokussierung der vielfältigen Interessenströme auf das historische Zentrum.

Zweitens: **Der jetzige Zustand des historischen Zentrums ist unhaltbar.** Ein weiteres Motiv für die Rekonstruktion des historischen Zentrums liegt im Status quo selbst. Es fällt immer schwerer, ihn hinzunehmen. Die Ansprüche an Urbanität und historischen Konturen sind gewachsen. Das schmerzende Missverhältnis zwischen dem vitalen, bunten Hackischen Markt und der verwahrlosten Leere im Marienviertel wird immer mehr empfunden. Jetzt, nachdem die Theatralik der letzten Ruinen des Plastes der Republik nun auch dahin ist, wird die Leere sichtbar. Der Verlust einer 750 jährigen städtischen Kulturlandschaft kann nun von jedermann erlebt werden. Spätestens mit dem Baubeginn des Stadtschlusses wird man sich fragen, was denn die Stadtseite sein soll. Der Blick fällt dann auf einen hochdramatischen Leerraum, wie einst im 18. Jahrhundert zu Zeiten Piranesis der Blick aus der Kirchenstaatsstadt Rom auf die „Kuhweide“, den **campo vacchi** fiel, unter der sich das Forum Romanum verbarg. Wer sich länger mit dem Marienviertel beschäftigt, wird den Imperativ spüren, der in dieser Stadtbrache steckt. Nun ist es höchste Zeit, dass das verlorene Ganze eine öffentliche Stimme bekommt, das heißt, dass der in der Leere verborgene Text wieder laut wird.

Die Rekonstruktion des Molkenmarktviertels und ihre Probleme:

Auch wenn es in der Realität gewichtige Motive für die Rekonstruktion des historischen Zentrums, kann man nicht einfach der Entwicklung vertrauen. Denn die stadtplanerische, politische Agenda nötigt

Entscheidungen auf. Im Vollzug des Planwerks Innenstadt hat die Bauverwaltung mit der Rekonstruktion des Molkenmarktviertels **den entscheidenden Schritt in den Kernbereich mittelalterliche Stadt** getan. Leider ist es ein bürokratischer Schritt ins Leere, getragen von einer autistischen Bauverwaltung, die nicht fähig und nicht willens ist, mit den Berlinern zu reden. Weder haben die Berliner ein Bild des Molkenmarktviertels vor Augen, um die Senatsplanung überhaupt beurteilen zu können; noch hat die Senatsbauverwaltung eine Vorstellung von der Dimension dieses Schrittes. Sie hat keinerlei adäquate Anstrengungen unternommen, um ein Engagement der Berliner Bevölkerung für dieses bedeutsame Projekt zu fördern.

Molkenmarktviertel ohne Molkenmarkt Die Konsequenzen zeichnen sich jetzt schon ab: Die Senatsverwaltung will noch in dieser Legislaturperiode par force Fakten schaffen und unterwirft sich den Kompromissen in der Koalition und mit der Verkehrsverwaltung. Das paradoxe Ergebnis: Der qualifizierte Bebauungsplan will die Rekonstruktion des Molkenmarktviertels unter Verzicht auf den Molkenmarkt. Es geht da sage und schreibe im 1,50 Meter. Es gibt einen Kompromiss mit der Verkehrsverwaltung um das Abschwenken in die Grunerstrasse. Da wird ein bestimmter Radius verlangt. Außerdem soll aber die Strassenbahn im Grünbett geführt werden, da das Gleisbett nur dann subventioniert wird. Deswegen fehlen jene **1,50 Meter**, um den Platzraum für den Molkenmarkt wieder zu gewinnen. Im Grünbett einer irgendwann zu bauenden Straßenbahnlinie wird der eigentliche Geburtsort Berlins, der Ort wo einst der Roland der Stadtfreiheit stand, für immer begraben! Mit anderen Worten, **im Namen der Stadthistorie wird endgültig die Geschichte entsorgt.**

Das Dilemma ist deutlich: Der Protest oder der direkte Kampf gegen das Molkenmarktprojekt ist aktuell notwendig, muss auf der Agenda unserer Initiativen stehen. Aber er reicht nicht aus: Die Bevölkerung, die ja leider in ihrer Mehrheit nicht einmal weiß, wo der Molkenmarkt war und was er bedeutet, wird da kaum mitgehen. Es ist unbefriedigend, wenn am Ende nur das Handgemenge unter Experten bleibt. Also was ist zu tun? Ich will im Folgenden die strategischen Herausforderungen erörtern:

Voraussetzung Planwerk Innenstadt. Eine Grundlage für die langfristige Kampagne für die Wiederherstellung des historischen Zentrums muss die Verteidigung (und Popularisierung) des Planwerks Innenstadt sein. Es ist vom Parlament verabschiedet, ist eine der großen politischen Errungenschaften der Berliner Stadtplanung. Das Planwerk ist die Form, die dem historischen Stadtgrundriss Autorität verleiht. Das Planwerk muss umso mehr verteidigt, als es Zeichen und Äußerungen

aus der Bauverwaltung gibt, das Planwerk als Auslaufmodell zu behandeln. Schon die Art und Weise, wie unter der Amtsführung von Frau Junge-Reyer das Molkenmarktviertel geplant wird, zeigt deutlich, dass das Planwerk nur noch als eine allgemeine Verwaltungsvorgabe behandelt wird und nicht als einen umfassenden Ansatz zur Rettung der historischen Substanz der Stadt.

Für unser Projekt zeigt sich da eine doppelte Problematik. Die Autoren des Planwerks mussten 1998 schmerzhaft Kompromisse eingehen: Sie mussten weiße Flecken akzeptieren. Insbesondere wurde das Gebiet zwischen Marienkirche und Rotem Rathaus aus Rücksicht auf die PDS ausgeklammert, die damals das Kernstück der DDR-Staatsachse unter allen Umständen retten wollte. Zum anderen ist das Planwerk Innenstadt in seinem methodischen Ansatz von der Politik und der Öffentlichkeit kaum verstanden worden. Kaum jemand erkennt darin das Potential einer kommunalpolitischen Demokratie. Es ist eben nicht ein Masterplan, der von der Verwaltung vorgelegt wurde, sondern **ein Versuch, zwischen der real existierenden Stadt und dem historischen Grundriss einen Kompromiss zu finden** und zwar ausdrücklich unter Beteiligung der Bürger.

Bisher war das Planwerk eine Erfolgsgeschichte. Bei seinen ersten Projekten des Planwerks, z.B. bei den Stadthäusern am Friedrichswerder, hatte die Verwaltung unbestritten eine Avantgarderolle. Aber schon bei dem Spittelmarkt und mehr noch bei dem Molkenmarktviertel erkennt man, dass die bloß bürokratische Umsetzung die historische Aufgabe verfehlt. Denn es zeigt sich, wie schnell sich die Verwaltung kurzschließt mit den Akteuren des Immobilienmarktes und wir haben am Ende eine **belanglose Investorenarchitektur**, deren geschichtslose Fassadenmonotonie den geschichtlichen Ort gleich wieder dementiert. Für die Rekonstruktion des historischen Zentrums bedarf es aber **Berliner Bauherren**, die individuell agieren und denen an der Geschichte der Stadt etwas liegt.

Das Problem: Den historischen Ort rekonstruieren mit moderner Architektur. Für unser Projekt heißt das: Vollendung des Planwerks, dh. auf die Freifläche vom Fernsehturm nach Westen muss wieder das Strassenraster aus der Vorkriegszeit gelegt werden. Dann geht es nicht nur darum, B-Pläne für Verteilung von Wohnungsbauten und Geschäftshäusern und ihre Traufhöhen zu entwickeln. Es müssen auch die konzeptionellen Strukturen eines künftigen Zentrums entwickelt werden. Wie soll das Verhältnis von Fernsehturm und Kirche aussehen? Lässt sich der Marienkirchhof rekonstruieren? Wie soll die Platzgestalt des Neuen Marktes aussehen? Gibt es Einzelgebäude, der historische

Fassade wiederhergestellt werden sollte? Das Propst-Grüber-Haus, das Mendelsohn-Haus? Wie soll die Bebauung des Spreeufers gegenüber dem Schloss aussehen? Wären da die Stadthäuser am Friedrichswerder ein Vorbild? Eine produktive und vor allem unideologische Debatte der Berliner Bürgerschaft ist unbedingt notwendig. Sie kommt aber nur zustande, wenn die Politik unzweideutig und mit Emphase sich zu dem Projekt einer Rekonstruktion des mittelalterlichen Zentrums bekennt.

Vor allem wird es darum gehen, die historische Identität wieder zu gewinnen. Aber kann man unter dem Pflaster den *genius loci* **identifizieren**? Ist das undenkbar? Ich glaube nicht! Schon die archäologischen Grabungen rund um den Petriplatz und vor dem ehemaligen Staatsratsgebäude haben den status quo verwandelt und die Bedeutung der Grabungsorte eindrücklich ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt. Es gehört zur Magie der Städte, dass sich ihre Geschichte nie vollständig löschen lässt. In dem Moment, in dem die Geschichte an ihren Ort zurückkehrt, werden vor allem die historischen Maßstäbe und ästhetischen Kriterien wieder erscheinen.

Die Wiedergewinnung der historischen Maßstäblichkeit und der ästhetischen Kriterien ist ein entscheidender Schritt. Das ist genau der entscheidende Punkt, der die Bemühungen um das historische Zentrum prinzipiell von den bisherigen Rettungskampagnen z.B. der **Gesellschaft für das Historische Berlin** unterscheidet. Bei allen Unternehmungen der GHB, der Wiederherstellung des Lustgartens, dem Protest gegen Chipperfields Eingang zur Museumsinsel, der Wiederherstellung des Schinkelplatzes standen Maßstäbe und ästhetische Ansprüche nie zur Debatte. Sie waren fest im Stadtraum verankert, waren durch die barocken oder klassizistischen Bauten definiert, hatten Erinnerungskraft und in ihren Namen konnte protestiert werden. Genau das ist mit dem Marienviertel nicht gegeben. Es gibt kein Gebäude, keine Ansicht, die für sich selbst spricht (mit Ausnahme St.Marien selbst natürlich). Das Viertel muss gewissermaßen erst **in der Debatte rekonstruiert werden, um es zu rekonstruieren**. Die verkürzte Formel dafür wäre: den genius loci wieder finden.

Einzigartige architektonische Herausforderung. Wir müssen uns die außerordentliche Aufgabe für Architekten vergegenwärtigen, für die es kein Vorbild gibt. Und: es muss doch auf die Dauer möglich sein, dass sich auch die Architektenzunft dafür begeistert. Es wird nicht möglich sein, das mittelalterliche Viertel zu inszenieren. Ein zweites Nikolaiviertel ist undenkbar. Schon aus Gründen der Stadtökonomie wird man nicht an historische Geschoßhöhen denken können. Der Fernsehturm steht nun einmal da und auch die suburbanen Randbauten

werden nicht abgerissen werden. Es muss also mit Mitteln der modernen Architektur der **historische Ort wieder identifizierbar** gemacht werden und zugleich muss ein ästhetisch erträglicher Kompromiss zu den Großbauten der Gegenwart gefunden werden. Nichts weniger ist gefordert. Schon damit zeigt sich, dass die Aufgabe nicht einfach den Architekten überlassen werden darf, sondern durch ein breites bürgerliches Engagement ergänzt werden muss. **Zwei Parameter** freilich sind gegeben: **der historische Stadtgrundriss und die Parzelle**. Beide Maßstäbe sind im Planwerk Innenstadt verankert.

Das historische Zentrum braucht Bilder. Eine weitere unabdingbare Voraussetzung zur Rekonstruktion des historischen Zentrums ist die Wiederherstellung der Erinnerung. Auch das wird kein linearer Prozess sein. Es wird da nicht ausreichen, die Öffentlichkeit mit lokalhistorischen Fakten und Illustrationen zu füttern. Der Verlust ist zunächst einmal immer ein Bildverlust. Eine Öffentlichkeit, die keinerlei Bildvorstellungen über das verlorene Marienviertel mehr besitzt, wird sich kaum engagieren. Es müssen mithin weitreichende Visualisierungsstrategien entwickelt werden. Ein großes Ziel wäre mithin eine Ausstellung, in der alle verfügbaren Bilder und Erinnerungsgegenstände zusammengetragen werden. Es müsste eine Ausstellung sein mit obligatorischer Autorität, dh. eine Ausstellung, die zum Ereignis wird, die Pressethema ist, die vom Regierenden Bürgermeister eröffnet wird, eine Ausstellung, die an einem politisch bedeutsamen Ort stattfindet. Voraussetzung wäre mithin, dass im Prinzip alle Institutionen, die sich mit der Stadtgeschichte beschäftigen – vom Märkischen Museum bis hin zur Historischen Kommission – zusammenarbeiten und sich engagieren. Unvermeidlich müsste man sich daher über Strategien einer Lobbyarbeit mit langem Atem verständigen. Die Forderung nach einer solchen gewissermaßen offiziellen Ausstellung muss unbedingt in den parteipolitischen Raum hineingetragen werden.

Es gibt noch einen **zweiten Ansatz zur Visualisierung**, der sich mit dem Ausstellungsprojekt durchaus verbinden lässt: Unabdingbar ist es, auch eine Vorstellung zu vermitteln, wie eine Renaissance des historischen Zentrums aussehen könnte. Die Bevölkerung geht mit, wenn sie erkennt, welche Steigerung an Urbanität und welche Verschönerung des Stadtbildes hier ermöglicht wird. Hier können ruhig tausend Blumen blühen, dh. hier wären Ideenwettbewerbe erforderlich. Gerade solche Konkretisierungen sind notwendig, um das Thema einer Wiedergeburt des historischen Berlins überhaupt in die Debatte zu bringen.

Ideen zum historischen Zentrum. Wer für die Wiederherstellung des historischen Zentrums kämpft, muss auch sagen, was es zu bieten hat im

Konzert mit der Stadt. Ich möchte hier nur ein paar Gesichtspunkte aufführen, um anzudeuten, welch ein Reichtum von Ideen sich entwickeln lässt, wenn wir diese terra inkognita auflösen.

- **Die Idee des inneren Stadtzusammenhangs.** Jetzt ist das historische Zentrum ein Ort, an dem sich die innere Bindung der Stadt auflöst und Fußgängerströme und Kieze voneinander isoliert werden. Die Wiederherstellung des Marienviertels wird die belebte Spandauer Vorstadt und das hoffentlich belebte künftige Molkenmarktviertels miteinander verbinden. Ein hochattraktiver und auch touristisch bedeutsamer Ort für Fußgänger vom Hackeschen Markt bis hin zur Letzten Instanz müsste konzipiert werden.
- **Die Idee der mittelalterlichen Platzkette.** Eine Kampagne für die Wiederherstellung der Altstadt sollte auf jeden Fall mit dem Bild der mittelalterlichen Platzkette vom Spittelmarkt über den Petrplatz/Altcöllner Fischmarkt, Molkenmarkt bis hin zum Neuen Markt werden. Sie wäre das mittelalterliche Pendant zur barocken Platzkette der Residenzstadt, zur Trias von Quarré, Octogon und Rondell. Damit bekäme auch die historische Erinnerung die nötige Tiefendimension und der Dualismus von Bürgerstadt und Residenzstadt wäre wieder erlebbar.
- **Kirche, Rathaus und Markt oder die Funktion des Zentrums.** Es bedarf einer Funktionsbestimmung des Zentrums. Eine Idee wurde schon einmal im ersten Entwurfsstadium des Planwerks formuliert. Das sollte dem Roten Haus gegenüber eine Markthalle gebaut werden, um die klassische Trias mittelalterlicher Zentren von Kirche, Rathaus und Markt wieder zu gewinnen. Daran ließe sich anknüpfen.
- **Besondere historische Orte und ästhetische Ansprüche.** Der Leerraum um St.Marien muss dekodiert werden, um Orte mit besonderer Bedeutung herauszuarbeiten: Zu überlegen ist, ob nicht aus dem Marienkirchhof ein Ort der Stille und Einkehr entstehen könnte, der Menschen anzieht und auch der Kirch gerecht wird. Dem Spreeufer gegenüber dem Stadtschloss kommt eine besondere Bedeutung zu. Es wäre auf jeden Fall die Schauseite des historischen Zentrums und stände ohnehin in einer ästhetischen Spannung zur großen Form des Schlosses. Hier bietet sich in der Tat eine lebendige Reihe von kleinteiligen Stadthäusern an, die den bürgerlichen Rahmen zum Auftritt der barocken und klassizistischen Bauten der preußischen Könige abgeben könnte.

Wiederkehr des Bürgers. Aus allen Überlegungen ergibt sich eine Notwendigkeit: Es ist Zeit, dass eine Figur die Berliner Bühne wieder

betrifft, eine Figur, die aus der Vergangenheit einen riesigen Schatten wirft, eine Figur, deren Umrisse allerdings auch immer wieder zwischen den Kulissen des Berliner Alltags auftauchen: diese Figur ist der Bürger. Die Einwohnerstadt Berlin braucht das historische Zentrum nicht; die Bürgerstadt braucht es, um zu existieren. Gerade weil das Projekt der Wiedergewinnung des historischen Zentrums einen so umfassenden Charakter hat, kann auch der Imperativ zum bürgerlichen Engagement die Kraft des Gemeinwohls bekommen. Es geht hier nicht um die üblichen zivilgesellschaftlichen Fanfarenrufe, sondern um durchaus konkrete Entwicklungschancen: In Berlin erstarkt allmählich die Mittelklasse und es entsteht auch eine mittelständische Bauherrenschaft. Wie schnell die reagieren kann, haben die Stadthäuser am Friedrichswerder gezeigt. Dort waren die Parzellen blitzschnell verkauft. Also: es ist ein ganz natürlicher Gedanke, dass die Wiederherstellung des historischen Zentrums ein Grund sein kann zur **Vereinigung Berliner Bauherren**. Denn es bedarf den individuell agierenden Bauherren, nicht den anonymen Investor, um am historischen Ort zu bauen.

Das Stadt-Ganze. Die Wiedergeburt Berlins. Das Thema ist groß und muss groß gespielt werden. Es geht um das Stadt-Ganze, mithin müssen die bisherigen Einkapselungen der Stadtdebatten, die Verstrickungen in den Expertenstreit, die Appelle an die Verwaltung etc. gesprengt werden. An diesem Thema sollten sich alle partikularen Energien für die Gestaltung Berlins focussieren lassen. Nichts weniger als die Wiedergeburt Berlins wird mit dem Projekt einer Rekonstruktion des Marienviertels auf die Tagesordnung gesetzt. Dabei handelt es sich nicht nur um eine idealistische Illusion. Im Gegenteil: Diese Tendenz ist unterwegs und es zeichnen sich schon die ersten Zeitpläne ab: Für die Jahre 1012 bis 2015 wird mit dem Aufbau des Stadtschlusses und der Wiederherstellung des Molkenmarktviertels gerechnet. Nur Blinde (oder die gegenwärtige blinde Berliner Politik) können noch die zeitliche, lokale und inhaltliche Koinzidenz ignorieren. Die Realität nähert sich dem Gedanken, es wird Zeit, dass sich auch die Gedanken der Realität nähern.

Politische Entscheidung. Bei dieser Größenordnung ist nicht nur, wie man üblicherweise sagt, die Politik gefragt. Es ist vielmehr ein primär politisches Projekt. Von der regierenden rot-roten Koalition ist in dieser Hinsicht gar nichts zu erwarten, es sei denn, sie erkennt, dass darin ein Winner-Thema für den Wahlkampf stecken könnte. Daher ist es nötig und es ist auch die Zeit, systematisch unter den Parteien zu werben und ihnen die enorme Profilierungschance, die mit diesem Thema verbunden ist, nahe zu bringen. Außerdem ist das Projekt groß genug, um ihm nationale Bedeutung zu verleihen. Schließlich ist es die Hauptstadt, die

anfängt, ihr historisches Zentrum wieder zu gewinnen. Und allemal bietet es sich an, eine **neue IBA aufzulegen**.